

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnement 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1890 unter Nr. 892.)

Für das Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.

Verantwortlicher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Bismarckstraße 44.

Die Wahlparole.

Die Wahlen kommen immer näher und man besinnt sich, welche Parole wohl die Regierung für die Wahlbewegung ausgeben werde.

Wenn man den Andeutungen einiger offiziellen Blätter glauben kann, so wird diese Wahlparole das Sozialistengesetz sein.

Denn man glaubt vielfach nicht daran, daß das Sozialistengesetz in dem kurzen Zeitraum, der dem Kartellreichstag für seine Mandatsdauer noch bemessen ist, zu Stande kommen werde. Wenn in der zweiten Lesung kein der Regierung genehmer Schluß zu Stande kommt, so wird die Frage des Sozialistengesetzes „versumpfen“, d. h. sie wird bis zum Zusammentritt des neuen Reichstages stecken bleiben.

Unter diesen Umständen wird das Sozialistengesetz zur Wahlparole werden und je nach der Frage: „Für oder gegen das Ausnahmegesetz?“ werden die nächsten Wahlen ausfallen.

Bezeichnend ist, daß einige liberale oder auch freisinnige Blätter diese Eventualität für ein „Unglück“ halten. Das entspricht ganz der schwankenden Haltung, welche ein Theil der freisinnigen Strömung gegenüber dem Sozialistengesetz einnimmt. Die freisinnigen Abgeordneten haben das Sozialistengesetz schon einmal gerettet, als die einzige Gelegenheit, es abzuschaffen, gekommen war, und sie würden es heute wieder retten, wenn das „freisinnige Speisbürgertum“ sich durch die Befestigung des Gesetzes gefährdet glauben sollte. Denn der Lärm der Freisinnigen — nicht aller, aber doch einzelner — gegen das Gesetz ist nur so groß, weil sie heute nicht im Stande sind, durch ihre Abstimmung das Gesetz zu Fall zu bringen, und keine Verantwortung auf sich zu laden brauchen. Denn daß Ricker und die ihm gleichgesinnten aufrichtigen Gegner des Gesetzes seien, diesen Bären lassen wir uns nicht anbinden, namentlich nicht, so lange sich Herr Ricker nach den Fleischtopfen der „großen liberalen Partei“ sehnt. Er will „regierungsfähig“ bleiben und da möge er uns verzeihen, wenn wir es mit seinen plötzlich erwachten „freisinnlichen“ Neigungen nicht zu ernst nehmen.

Wir halten es für kein Unglück, wenn das Sozialistengesetz zur Wahlparole gemacht wird; es soll uns sogar freuen, wenn es geschieht.

Die Kartellbrüder haben bei der letzten Angstwahl Bilder vertheilt, auf denen dargestellt war, wie den deutschen Bayern von den Franzosen die Kuh aus dem Stalle geraubt und das Haus angezündet wurde. Wenn das Sozialistengesetz Wahlparole wird, kommen sie vielleicht auf den Gedanken, daß an Stelle der Franzosen einfach Sozialdemokraten gesetzt werden. Nur zweifeln wir, daß es dann auch gelingen wird, die Wähler in eine solche Angst zu versetzen, wie im Februar 1887.

Das „rothe Gespenst“, das lediglich eine Mache von Lockspitzeln ist, hat seinen Schrecken für die Masse des Volkes verloren. Man hatte früher in Deutschland den Sozialismus und seine Vertreter als etwas Geheimnißvolles und deshalb Unheimliches betrachtet. Heute, da in Deutschland Hunderttausende von Sozialisten leben, hat man sich an diese Bewegung gewöhnt, und begreift ganz wohl, daß sie aus dem Druck der Verhältnisse herausgewachsen ist. Die steigende Reaktion und der täglich mehr erschlaffende Oppositionsgeist der bürgerlichen Parteien haben der demokratisch angelegten Arbeiterbewegung, zu der sich alle Ideale gesüchtet haben, eine erhöhte Bedeutung gegeben.

Dazu hat Jedermann, der sehen will, das Elend unseres Volkes vor Augen. Man sieht, wie die „freie Konkurrenz“ bewirkt, daß die wirtschaftlich Schwachen unter die Füße getreten werden. Die Massenarmuth wird in allen Kreisen empfunden, soweit sie erwerbsthätig sind, weil der sinkende Konsum alle Geschäfte in Mitleidenschaft zieht.

Während die alten Parteien wie vor dem Räthsel der Sphinx vor dem Massenelend stehen, haben die theoretischen Erörterungen des Sozialismus und die Möglichkeit einer allmählichen und friedlichen Verbesserung der Produktionsform das Interesse der Nation für sich gewonnen. Man sieht nicht mehr ein Gespenst, man sieht eine große Frage, deren Lösung die Aufgabe des Zeitalters ist.

Die Verdrehungen der reaktionären Blätter, die schon aus einer sozialistischen Weltanschauung ein Verbrechen machen wollen, sind denn doch zu abgedroschen. Und ohnehin sind die Lehren, welche der Elberfelder Prozeß erteilt hat, sicherlich von Hunderttausenden beherzigt worden. Die reaktionäre Presse weiß wohl, warum sie so lärglich über diese Affäre berichtet hat. Offizielle Blätter waren so schamlos, zu behaupten, dieser Prozeß habe ihre gewöhnlichen Verdächtigungen gegen die Arbeiterbewegung bestätigt, obschon gerade in der Hauptsache die Anklage von dem Gerichtshof zu Elberfeld abgewiesen worden ist. Lassen wir es ihnen.

Das Sozialistengesetz, wie es ist, hat wenig Freunde mehr. Auch die Anhänger desselben müssen sich sagen, daß sie mit demselben nicht erreicht haben, was beabsichtigt war; dagegen hat die Handhabung des Gesetzes zu einer Menge von Erscheinungen geführt, die den Urhebern desselben im höchsten Grade unangenehm sein müßten. Die Masse des Volkes aber hat andere Ansichten bekommen. Seit einem Jahrzehnt und länger steht eine große Partei unter einem Ausnahmegesetz, weil man sie beschuldigt, gewalthätige Ausschreitungen zu beabsichtigen. In diesen zehn Jahren sind vielfache Provokationen vorgekommen und der Druck des Ausnahmegesetzes machte manchen schier unerträglich werden. Dennoch hat man in diesen zehn Jahren sich nicht aus dem Lark bringen lassen, und wenn das kein Beweis für die fried-

liche Gesinnung der Partei ist, was soll dann noch ein Beweis sein?

Wir wissen wohl, daß es das Bestreben der vereinigten Reaktionäre ist, der Arbeiterbewegung auch den Kampf mit gesetzlichen Waffen unmöglich zu machen.

Aber befrage man nur das deutsche Volk, ob es mit dem Sozialistengesetz einverstanden ist. Die Antwort wird für die Herren Kartellbrüder nicht sonderlich erfreulich sein, für die Junker so wenig, wie für die mausgrauen „Liberale“.

Im Uebrigen kann bei den Neuwahlen nicht viel passieren, denn schlimmer als vor drei Jahren können sie wohl kaum ausfallen. Aber sie werden besser ausfallen, dessen sind wir gewiß.

Korrespondenzen.

Hamburg, den 7. Januar. Es wurde in der Presse vielfach über eine Versammlung, welche zwecks Aufstellung von Kartellkandidaten hier am Plage stattgefunden hat, berichtet. Vielleicht macht man sich anderswo eine Vorstellung, als ob es sich hierbei um eine zahlreich besuchte Wahlversammlung handelte. Im Grunde genommen aber waren da nur die Hamburger Konservativen a la Börmann und Konforten an petit comité versammelt, da die Herren vertraulich bei einigen Gassen Pöhor im Pavillon des hiesigen Damathorbahnhofes sich vereinigt hatten, um die Herren Börmann und Lutteroth als Kartellkandidaten auf ihr Schild zu erheben. Es sind gewiß kaum 150 Personen anwesend gewesen, denn mehr kann der kleine Raum gar nicht fassen. Natürlich wurde am nächsten Tage die Welt mit einem großen Versammlungsbericht überfluthet, und die Sache machte sich dann, wie man zu sagen pflegt, „von weitem — sehr entfernt.“ Herr Lutteroth wählte zu seiner eigenen Empfehlung seinen anwesenden Freunden, andere waren doch nicht hinzugezogen worden, weiter nichts vorzubringen, als daß er seinerzeit dafür gesprochen hätte, daß Hamburg ein möglichst großes Freihaftergebet behalte. Herr Börmann beschönigte das Halten von Kronegern auf seinen Dampfmaschinen mit seiner „bekannteren“ Humanität und Menschenfreundlichkeit! Das waren die bemerkenswerthe Punkte in den Reden der beiden Kartellkandidaten, wenn vielleicht nicht auch der Punkt noch zu den bemerkenswerthen gehört, daß Herr Börmann die Erfolge des Kartells bei der letzten Reichstagswahl in Sachen gegenüber der Arbeiterpartei hervorhob. Daraufhin war denn auch die Elite-Versammlung sehr gern geneigt, mit dem hier in Hamburg vorhandenen Freisinn ein Kartell einzugehen in der Weise, daß die beiden oben genannten Kandidaten von der hiesigen freisinnigen Wählerchaft unterstützt würden. Dafür wollten dann Börmann-Lutteroth und Anhang dem Freisinn grobmißgig den 2. Wahlkreis überlassen. Herr Börmann soll nach Ansicht seiner Anhänger mit Hilfe der ländlichen Stimmen wieder im 3. Kreise durchgedrückt werden und sein Kollege mit Muth und Kraft sein Glück im

Sie hatte den Tod gesehen. Nicht das Zusammenbrechen des Schachtes, nicht die Ueberschwemmung der Grube, nichts hatte so ihr Tiefinneres von kaltem Todeschauer durchrieselt, wie die Sterbeklage Bataille's. Sie hörte ihn immer noch, diesen entsehligen Ton, sie drängte: „Komm fort, fort!“

Stephan trug sie hinweg. Es war die höchste Zeit; als sie den Aufstieg erreichten, stand er bis an den Schultern in dem wachsenden Strom. Er mußte sie unterstützen, denn ihr fehlte die Kraft, sich an dem Holz emporzuziehen. Ein paar Mal fürchtete er, daß sie ihm zwischen den Händen durchgleiten und in das unter ihnen grollende Meer hinabstürzen werde. Der erste Duergang war noch trocken; dort stützten sie Athem. Aber die Bogen stiegen ihnen nach; sie mußten höher hinauf. So ging es Stundenlang; das Wasser verjagte sie von Etage zu Etage. In der sechsten Gallerie bemerkten sie einen Stillstand; schon schöpften sie Hoffnung, da schwall es von Neuem jäher und mächtiger an; sie stürzten in die siebente, von dort in die achte; nur eine blieb noch übrig. Als sie dort waren, verfolgten sie ängstlich jeden Zentimeter Steigung; wenn es nicht aufhörte, mußten sie ertrinken, wie der alte Schimmel.

Jeden Augenblick erschütterten Felsabstürzungen und Einbrüche die Mine. Die entlosenen Darmgewinde des Voreuz schienen zu eng für die immense Wasserfluth, die sein Inneres plötzlich verschlang. An den Enden der Gallerien drängte die Luft sich zusammen und entwich dann mit mächtigen Explosionen durch die zerprengten Felsen und das aufgerissene Erdreich. Es war ein ewiges Loben; es schien eine Wiederholung des alten Kampfes der Elemente, als die Sündfluth die Erde umwälzte, Hügel und Thäler versehte.

Katharina, betäubt von diesem Lärmen, von diesem Brechen und Rollen um sie herum, faltete die Hände und stotterte ohne Unterlaß dieselben Worte:

„Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben.“

Um sie zu beruhigen, schwor Stephan, der Strom trete

Feuilleton.

174

(Wachdruck verboten.)

Germinal.

Sozialer Roman von Emile Zola.

Einzig autorisirte Uebersetzung von Franz Siegler.

Sie waren hinter den Andern zurückgeblieben. Er ergriff sie, trotz ihres Sträubens. Möglich, wie er die Kameraden einholen wollte, brach ein mächtiger Fels von der Decke und versperrte den Weg. Die Ueberschwemmung erweichte das Gestein, und überall rollten losgelöste Stücke herab. Sie mußten umkehren; bald wußten sie nicht mehr, nach welcher Seite sie wenden. Sie gaben die Hoffnung auf, sich nach Réquillart zu retten; ihnen blieb nichts, als sich in die höheren Gallerien zu flüchten: vielleicht kommt man ihnen dort zur Hilfe, wenn das Wasser wieder fällt. Stephan erkannte die Wilhelmsader.

„Out,“ sagte er, „ich weiß wo wir sind; Mouque war auf dem rechten Wege, aber jetzt ist's vorbei. Wir wollen graben und gehen und dann aufsteigern.“

Jetzt bespülten die Wellen schon seine Brust; er kam sehr langsam vorwärts; doch so lang sie Licht hatten, verweilten sie nicht. Sie löschten die eine Lampe, um das Del zu sparen und es nachher in die andere zu gießen; so kamen sie bis zu dem laminarigen Aufstieg, als ein plötzliches Geräusch Stephans Schritt bannete. Waren es Kameraden, die ebenfalls hatten zurückkehren müssen? Es pufete und schnaubte, jetzt leuchtete es wie Stofwind aus dem Weg heran; ein Schrei entfuhr ihren Lippen; eine weiße Masse tauchte aus dem Dunkel und qualte sich ächzend zwischen der engen Wand durch zu ihnen hin.

Es war „Bataille.“ Seit er aus der Halle entflohen war, rannte er in wilder Flucht durch die Gänge. Er wußte Bescheid in diesem unterirdischen Labyrinth, welches er seit

zweifel Jahren bewohnte, sein Auge sah in der ewigen Nacht. Er stürzte dahin, bückte sich, schob sich durch die engen Stellen, galoppirte weiter, über die Kreuzungen, durch die Stollen, weiter, weiter... Wohin? Dorthin vielleicht, nach der Vision seiner Jugend, nach der Mühle, wo er geboren am Ufer der Scarpe, der dunklen Erinnerung der Sonne entgegen, die wie eine große Lampe in der Luft geglüht. Er wollte leben! Sein Gedächtniß erwachte plötzlich; die Sehnsucht, noch einmal die Luft der Felder zu athmen, trieb ihn vorwärts dem Ausgang zu, der zum warmen Himmel führt und zum hellen Licht. Seine alte Ergebenheit brach; es empörte sich mächtig in ihm: er wollte sich nicht von der Grube umbringen lassen. Es schwall hinter ihm, schon peitschte es seine Schenkel, schon riefelte es über sein Kreuz. Weiter! Weiter! Das Dach sank herab, die Mauern krochen zusammen. Er zwangte sich ungestüm durch; die Stützen rissen ihm das Fleisch herab. Jetzt engte sich's von allen Seiten, die ganze Mine drückte sich auf ihn, wie um ihn zu erwürgen.

So sahen ihn Stephan und Rätchen plötzlich, wie er zwischen den Pfosten stehen blieb. Er war geschockert und hatte sich beide Vorderfüße gebrochen. Mit letzter Kraft schleppte er sich noch einige Meter. Es ging nicht weiter: er war eingeklemmt zwischen den Felsen. Sein blutendes Haupt redte sich, sein großes trübes Auge suchte einen Ausweg. Das Wasser stieg. Er wicherte laut schreiend, denselben furchtbaren Schrei, mit dem die Andern Pferde gestorben. Es war ein entsehliger Kampf. Der alte Schimmel, mit gebrochenen Gliedern unbeweglich gefangen zwischen den eigenen Bohlen, zerrte, riß, wand sich, schrie. Die Fluth bespülte seine Nöhne. Er brüllte mit heiser schmetterndem Ton, den Hals hoch gestreckt, das Maul geöffnet. Noch einen röchelnden Schrei; dann gab's ein Geräusch, wie wenn ein Faß sich fällt. Alles war still.

„D mein Gott, komm fort!“ schluchzte Katharina. „Ich fürchte mich, ich will nicht sterben, komm fort von hier!“

wöhnlich, wie alle größeren Industrien, zu bezahlen? Je länger die Lohnfrist ist, desto größer wird bekanntlich für den Arbeiter die Gefahr, dem verderblichen Vorgang zu verfallen.

Dresden, den 8. Januar. Gestern hielt im Zivillsaal Dr. Engel einen Vortrag über den Zonentarif. Er war so lakonisch, als ob er die Arbeiter für dumme gehalten hätte. Der Gedanke von sich abzulehnen. Wenn er übrigens Napoleon III. als den ersten Befürworter der Idee hinstellte, so ist dies ein Irrthum. Der letzte französische Kaiser hat nur eine neue Idee gehabt, selbst nicht eine solche, die auf der Straße zu finden war. Der Gedanke des einheitlichen Eisenbahntarifs stammt aus England und wurde zuerst von Rowland Hill, dem „Erfinder“ oder wenigstens ersten Ein- und Durchführer der „Penny Post“, des jetzt in der ganzen zivilisierten Welt eingeführten einheitlichen Briefpostens ausgedrückt und befürwortet. Schreiber dieses las schon in den 50-er Jahren eine englische Broschüre über diesen Gegenstand — der Name des Autors ist ihm entfallen. Prinz Albert, der „Prinzgemahl“ interessierte sich lebhaft für die Idee, und schrieb darüber an den französischen Kaiser, mit dem er damals — es war in der Zeit der Krimkrieg-„Allianz“-Verflechtung — in regem Briefwechsel stand. Und so kam Napoleon der Kleine auf die Sache. Dies nur en passant. Der Vortrag war nicht gut besucht, aber es war eine sehr gute Versammlung — ich meine, es waren hauptsächlich solche Personen anwesend, die vom Eisenbahnwesen etwas verstehen und Einfluß auf dasselbe haben. Von den Mitgliedern des Landtags war ein gutes Drittel anwesend; die Aufnahme war eine günstige, und die sozialdemokratischen Abgeordneten, welche in der Generaldebatte über den Staatshaushalt im Zonentarif befürworteten, werden nun sicherlich überzeugte Bundesgenossen finden, wenn die Frage bei der zweiten Lesung des Staats in greifbarer Gestalt vor die Kammer kommt. Jedenfalls hat der Engländer seinen Zweck vollständig erreicht, ein Sächsisches Pachmann-Pop abzuschnitten und den Boden für diese — einfach zur Nothwendigkeit gewordene — Reform gelodert.

Aus Dänemark kommt eine sehr erfreuliche Nachricht. Ein seit langem in der dortigen Sozialdemokratie spielender Zwist ist beigelegt bzw. demselben die Hauptgrundlage entzogen. Die Partei nimmt dort, insbesondere in der Hauptstadt, eine immer größere Ausdehnung, und ihr in einer Auflage von etwa 18000 erscheinendes Hauptblatt „Sozialdemokraten“ übt einen bedeutenden Einfluß. Leider ist jedoch die politische Stellung der dänischen Sozialdemokratie bisher dadurch wesentlich beeinträchtigt worden, daß die Partei bei den Wahlen und im Reichstage eine Verbindung mit der bürgerlichen Linken eingegangen hatte, welche sie in das Schleppland dieser Partei brachte. Hiergegen wendete sich eine immer stärker werdende Bewegung, welche insbesondere von dem Blatte „Arbejderen“ geleitet wurde. Jetzt kommt die Nachricht, daß die dänischen Wähler einen Wahlausflug veröffentlicht haben, in welchem jede Verbindung mit der Linken aufgegeben wird. Wir beklagen es, daß wir zu diesem Beschlusse auf's wärmste!

Virnasens, 5. Januar. Die gestrige sozialdemokratische Versammlung wurde vom überwachenden Polizeikommissar aufgelöst, weil der Redner, Reichstags-Kandidat Meyer, in seinem Vortrage über die Kartellparteien auch über die Lockspindel Schröder in Zürich und Bourbais in Belgien sprach und die Aufforderung des Polizeikommissars, sich an die Tagesordnung zu halten, mit der Bemerkung beantwortete, die Lockspindel gehörten auf das Kerbholz der Kartellparteien.

Oesterreich-Ungarn.

Budapest, 8. Januar. Die Generaldirektion der ungarischen Staatsbahnen hat dem bekannten Verfasser der „Eisenbahnreform“, Dr. Eduard Engel in Berlin, die amtlichen Zahlen über die Ergebnisse des Zonentarifs bis zum 1. Dezember 1889 mitgeteilt. Darnach sind dem „Berl. Ztbl.“ zufolge verkauft worden vom 1. August bis 30. November inkl. 1888: 1 616 000 Fahrkarten, dagegen in denselben Monaten 1889 unter der Herrschaft des Zonentarifs rund 4 300 000. Mithin ist der Verkehr auf den ungarischen Zonentarif-Eisenbahnen gestiegen um 266 Prozent. Die Zahl der aufgegebenen Gepäckstücke betrug in den genannten 4 Monaten 1888: 180 067, im Jahre 1889: 240 000. — Dabei ist zu bemerken, daß die 180 067 Stück aufgegeben wurden zu einer Zeit, als noch die Gepäckfreiheit für je 25 Kilo bestand. Die 240 000 Stück dagegen haben sämmtlich bezahlt werden müssen, denn der Zonentarif kennt keine Gepäckfreiheit. Die Einnahmen betragen aus dem Personenverkehr der vier genannten Monate im Jahre 1888 unter der Herrschaft des abgelaufenen hohen Kilometertarifs: 3 188 641 Gulden. Sie stiegen durch den Zonentarif auf 3 784 478 Gulden. Die entsprechende Steigerung der Einnahmen aus dem Gepäckverkehr betrug 85 145 Gulden, mithin hat der Zonentarif in Ungarn in den ersten 4 Monaten seines Bestehens eine Mehreinnahme von insgesamt 680 982 Gulden ergeben, oder von 20 pCt.

Eine Anzahl von Diebstahl- und Betrugs-

fällen, die in jüngster Zeit neuerdings seitens öffentlicher Funktionäre in den Ländern der ungarischen Krone vorgekommen sind, werfen ein charakteristisches Licht auf den tiefen Verfall aller öffentlichen Moral in Ungarn. Die Untersuchung gegen den Staatssekretär Ratkovich wurde angeblich wegen Mangels an Beweisen eingestellt. Was man sich darüber ganz offen in Pest erzählt, ist so skandalös und haarsträubend, daß man in der That an türkische Zustände erinnert wird. Im vorigen Monate defraudirte der Chef-Kassirer des Pechburger Komitates Bittio eine Summe von etwa 130 000 M. und wurde damit flüchtig. Es gelang, ihn in Semlin dingfest zu machen und einen großen Theil des geraubten Geldes zu Stande zu bringen. In Agram machte sich ein dortiger Beamter der Landeskasse, der zugleich Vorstand der Geldabgabeung des dortigen Landesheaters ist, einer bedeutenden Defraudation schuldig und wurde erst dann gerichtlich verfolgt, als alle Versuche, das entwendete Geld auszubringen, unter Intervention der Landesbehörden gescheitert waren. Der Malversationen und Betrügereien kleineren Kalibers bei den Komitats- und staatlichen Behörden sind natürlich Legion, so daß dieselben gar nicht mehr die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Unter diesen Verhältnissen soll in der nächsten Parlamentssession die Reform des Verwaltungswesens durchgeführt werden, in Folge dessen die gegenwärtig nur auf 6 Jahre bestellten Beamten und Organe der autonomen Behörden zu Staatsbeamten auf Lebenszeit ernannt werden. Welcher Zukunft die ungarische Verwaltung unter solchen Verhältnissen entgegengeht, kann man sich leicht vorstellen.

Großbritannien.

Die schottische Arbeiterpartei hielt letzte Woche in Glasgow ihre erste Jahresversammlung ab. Der von der Partei unterstützte Abgeordnete für Govan, John Wilson, wurde in dem verlesenen Berichte getadelt, weil er im Parlament noch nicht gezeigt habe, daß er für die Rechte der Arbeiter kämpfen wolle. Scharfe Worte fielen gegen die Politiker, welchen ehrliche, grundsätzliche, einfache Leute meistens nicht trauen können.

Belgien.

Der Zustand in Belgien nimmt eine ernste Wendung. Die Kohlenzehen des Beckens Charleroi haben, worüber nicht nur in Charleroi selbst, sondern im ganzen Lande tiefe Entrüstung herrscht, die beschriebenen Forderungen der Arbeiter abgelehnt; sie überlassen es jeder Zeche, ob sie die Schichtzeit herabsetzen oder die Löhne erhöhen will. Die Folgen werden nicht ausbleiben. Schon jetzt ist der Ausfluß in dem Becken Charleroi und Unter-Sambre allgemein. In den übrigen Becken konnte man erst gestern den Beschluß der Kohlenzehen, und schon gestern Abend war das ganze linke Maasufer, Impepp; und andere Zechen des Lütticher Beckens im Ausflusse und im Vorzuge kreiften schon 6000 Bergleute, nachdem der einflussreiche Führer Fauvion in Wasmes und Guesmes die Bergleute zur Unterstützung der streikenden Brüder gemahnt hatte. Inzwischen sind die Arbeiter zum festen Widerstande entschlossen und die Genere Sozialisten, wie stets Allen voran, organisiren bereits die Hilfe. Doch herrschen in Charleroi bisher keine Nothzustände. Der Ausfluß wird unerhört wachsen.

Soziale Uebersicht.

Die Bierbrauerei ist eine recht einträgliche Arbeit — für die Aktionäre. Da wir es für unbedingte Nothwendigkeit halten, daß die im Braugewerbe beschäftigten Arbeiter möglichst rasch in die Arbeiterbewegung eingegliedert werden, der gegenüber sie sich zum großen Theil noch rückständig verhalten, so liefern wir als praktisches Agitationsmaterial eine kleine Uebersicht von Bierwivenden. Es zählten:

die Brauerei	(Schieferdecker) in	23 Prozent
Königsberg i. Pr.		
die Brauerei Schönbusch	in Königsberg	18
die Brauerei Splan	in Durlach	8
die Bayerische Bierbrauerei	in Pilsensfeld	10
die Holstenbrauerei	in Hamburg	10
die Brauerei Pfefferberg	in Berlin	7
das Brauhaus Nürnberg		8
die Kaller Brauerei	in Bardenheuer	10
die Aktienbrauerei	in Friedrichshain	10
die Sörliger Aktienbrauerei		9

Die berüchtigte Länge des Arbeitstages in den Brauereien harmonirt sehr hübsch mit der Höhe der Entlohnungslöhne.

Das bayerische Militärfahrgeschäft des Jahres 1888 hat ergeben, daß die Zahl der als untauglich Befundenen gegen das Vorjahr sich vermehrt hat. Es waren 1887 64,9 pCt. der Untersuchten untauglich, 35,1 pCt. tauglich, 1888 aber 65,6 pCt. untauglich und 34,4 pCt. tauglich. Für 1888 ist demnach ein Rückgang der brauchbaren Militärpflichtigen um 0,7 pCt. festzustellen. Im Jahre 1888 betrugen

sie zündeten die dritte an. Chaval brach sein zweites Brot, indem er grollend rief:

„Komm doch, dummes Ding!“
Katharina zitterte. Um ihr freien Willen zu lassen, drehte sich Stephan abseits, und als sie sich noch nicht bewegte, flüsterte er:

„Geh, mein Kind!“
Die Thränen, welche sie zurückgehalten, überströmten jetzt ihr Gesicht. Sie weinte lange. Aber sie fand nicht die Kraft, sich zu erheben, ja sie wußte selbst nicht mehr, ob sie Hunger hatte; ein müder Schmerz lähmte ihren ganzen Körper.

Stephan erhob sich, klopfte wieder an die Kohlenwand, und schritt den engen Raum auf und ab. Es war nicht einmal so viel Platz, daß er sich von dem verhassten Menschen entfernen konnte; kaum hatte er zehn Schritte gemacht, mußte er wieder umkehren und sich ihm nähern. Und sie sollte er bis ins Grab mit ihm theilen! Sie wird dem gehören, der zuletzt stirbt; wenn er selbst zuerst die Augen schließt, wird der Andere sie ihm wieder nehmen. Stunden vergingen um Stunden. Die durch ihren gemeinsamen Athem verdickte Luft machte das enge Zusammensein zu einer unerträglichen Pein. Zwei Mal rannte Stephan in wild tobendem Zorn an den Fels, als wolle er ihn mit seinen Fäusten zermalmen.

Noch ein Tag ging vorüber. Chaval hatte sich Katharina genähert und gab ihr die Hälfte seines letzten Brotes. Mühsam laute sie, und für jeden Bissen machte er sich mit einer Viehdiosung bezahlt; sein hartnäckiges Eifersuchtswähnen wollte ihn nicht sterben lassen, ehe er sie vorher noch einmal, dem Andern zum Trost und in Gegenwart des Andern befehen. Sie war so müde, sie vermochte nicht, ihn abzuwehren; doch wie er sie leidenschaftlich in seine Arme schloß, röhnte sie:

„O laß mich, Du zerbrichst mir die Rippen!“
Stephan hatte sich am Ende der Gallerie versteckt, um nicht Zeuge zu sein. Er stürzte herbei:
„Willst Du sie loslassen!“
„Geh! Dich das etwas an? Sie ist meine Frau, mein ich!“

die entsprechenden Prozentzahlen 63,1 und 36,9, es ist hiermit eine Verschlimmerung unzweifelhaft konstatirt. Die Ursachen dieser Erscheinung sind vor Allem sozialer Natur, die fortschreitende Industrialisirung des Landes, das Wachsthum der Massenarmuth, die dadurch herbeigeführte physische Verelendung der breiten Schichten der Nation kommen hierbei in Frage. Schon das nackte Interesse des Militarismus, der doch möglichst viel wehrfähige Leute braucht, heischt dringend gesellschaftliche Reformen, welche die Lage der arbeitenden Klasse erheblich verbessern und das Volk leiblich und geistig tüchtiger machen.

Von der öffentlichen Armenpflege wurden im Jahre 1885 im Deutschen Reiche unterthätig 886 571 Personen, zu welchen noch 705 815 Mitunterstützte (Angehörige u. s. w.) zu rechnen sind, also insgesammt 1 592 386 Personen. D. h. auf 1000 Einwohner im Deutschen Reiche kamen 33,98 Armenpflanzlinge. Diese einfache Ziffer kennzeichnet die Höhe des Kulturniveaus, auf welchem wir uns befinden. In einer rationell organisirten Gesellschaft wären derartige Zustände unmöglich. Nun sind aber diese Kostgänger des Armenfonds nur ein kleiner Bruchtheil der Nothleidenden. Die soziale Noth beherrscht viel weitere Kreise, erstreckt sich auf alle die, welche von der Hand in den Mund leben müssen, auf alle die, welche auf ihre Arbeitskraft angewiesen sind. Denn die Armenpflege ist das letzte Rettungsmittel. Und je tiefer die Wurzeln die politische Bewegung in der Arbeiterklasse schlägt, je feiner und empfindlicher das Gefühl des Proletariats wird, um so schärfer weicht er vor der breiten Theilsuppe zurück, deren Empfang ihn seiner politischen Rechte beraubt. Es ist deshalb die Ziffer der Armenpflanzlinge nicht der richtige Maßstab für den Umfang des Elends. Trotzdem genügt es, wenn den deutschen Reichstagswählern recht eindringlich die Thatsache zu Gemüthe geführt wird: Auf tausend Deutsche kamen im Jahre 1885 rund vierunddreißig Almosenempfänger!

Versammlungen.

Eine gutbesuchte öffentliche Versammlung der Kupferschmiede Berlins und Umgegend fand am 6. d. M. in Feind's Salon, Weinstraße 11, statt, mit folgender Tagesordnung: 1. Wahl von Streikklasse-Vertretern. 2. Die Bedeutung des achtstündigen Arbeitstages. Referent Herr Werner. Diskussion. 3. Verchiedenes. Das Bureau bildeten die Kollegen Madel, Seifarth und Fritz. Zu Punkt 1 wurde beschlossen, daß auch den unorganisirten Kollegen ihre Mitwirkung nicht verweigert werde, 2 Mitglieder des Unterstützungsvereins der Kupferschmiede Deutschlands und ein Richtervereinsmitglied zu wählen und fällt die Wahl auf die Kollegen Thomas und Casardelli (Vereinsmitglieder) und Dittmar (Richtervereinsmitglied). Es tritt eine Pause von 10 Minuten ein. Als nach Wiedereröffnung der Versammlung der Referent immer noch nicht erschienen ist, wird in die Diskussion eingetreten. Der Vorsitzende geht auf das eigentliche Thema über und erläutert die Vortheile des 8 stündigen Arbeitstages in eingehender Weise, betont aber gleichzeitig die Schwierige Durchführung dieser Forderung, doch werde sich die Einigkeit der Kollegen hierbei ebenso bewähren, wie sie sich bei der vorjährigen Lohnbewegung bewährt hat. Hieran schließt sich eine längere animirte Diskussion, als deren Endergebnis eine Resolution angenommen wird, den 1. Mai als einen Feiertag zu proklamiren, was denn auch unter dem Beifall der Versammlung geschieht. Unter Verchiedenes wird ein Antrag Hache angenommen, eine Agitationskommission von 7 Personen zu wählen und fällt die Wahl auf die Kollegen Hache, Erfurt, Seifarth, Schröder, Köhler, Broßig und Dittmar. Ein weiterer Antrag, nur in solchen Lokalen zu verkehren, wo das „Berliner Volksblatt“ und die „Berliner Volkstribüne“ ausliegt, wird nach kurzer Debatte mit allen gegen einige Stimmen angenommen. Den streikenden Bergleibern der Methlow'schen Fabrik werden 50 Mark aus der Streikkasse bewilligt, nachdem schon in der letzten Vereinsversammlung den Lundenwalder Quarzarbeitern ebenfalls 50 Mark bewilligt waren. Die Anfrage eines Kollegen, wie es mit dem Punkte e unseres Lohntarifs, betreffend Akkordarbeit, stehe, zeitigte eine lange, zu scharfen Auseinandersetzungen führende Diskussion, die schließlich durch einen angenommenen Schlußantrag unterbrochen wurde und somit resultatlos verlief. Da die Zeit schon vorgerückt ist, schließt der Vorsitzende die Versammlung um 12 1/2 Uhr Nacht.

Kartonnarbeiter. Am 6. Januar tagte bei Holzmann, Al. Andreasstr. 26, die Freie Vereinigung der Kartonnarbeiter. Zu Punkt 1 der Tagesordnung hielt der Kollege Freudenreich einen Vortrag über die Kulturaufgaben der Menschheit. Der Redner erledigte sich seiner Aufgabe zur vollen Zufriedenheit aller Anwesenden, wofür ihm auch lauter Beifall zu Theil wurde. Er stellte unter anderen die Nächstenliebe als die schönste und nöthigste Kulturtaufgabe der Menschen hin und

Und, wie um seinen Feind zu höhnen und herauszufordern, ergriff er sie von Neuem und drückte seinen rothen Schnurrbart brutal auf ihren Mund, indem er sagte:

„Laß uns in Ruhe! . . . Weißt Du, sei so gut, geh' mal da hinten hin und sieh zu, ob wir dort sind!“
„Stephan, die Zähne auf einander gepreßt, tief wüthend:

„Wenn Du sie nicht losläßt, erwirge ich Dich!“
Der Andere sprang auf; an dem zischenden Laut von Stephan's Sprache hatte er erkannt, daß dieser ein Ende machen wollte. Der Tod kam zu langsam: Einer von ihnen mußte jetzt gleich auf dem Platze bleiben. Ihr alter Kampf verlangte seinen Schlachtfeld, verlangte ihn hier unten, wo sie bald neben einander ruhen werden, wo es so eng war, daß sie nicht einmal die Faust schwingen konnten, ohne sich zu verletzten.

„Nimm Dich in Acht,“ antwortete Chaval, „diesmal bring' ich Dich um!“
Stephan verlor die Besinnung. Es war, als wenn ihm ein Strom Blutes zum Kopfe drang, ihm die Augen in rothen Schleier hüllte. Ein Bedürfnis zu tödten ergriff ihn, unbefieglig, unwiderstehlich wie der Reiz der Schleimhaut, der Husten erzeugt. Er ergriff einen Schieferblock, riß ihn mit mächtigem Ruck aus der Wand, stürzte vor und zerschmetterte den gewaltigen Stein auf Chaval's Haupt.

Der Schädel war gespalten, das Gesicht zermalmt, das Gehirn spritzte an die Decke; ein rother Streif floß aus der Wunde. Bald bedeckte eine blutige Lache den Boden, das räucherige Licht der Lampe spiegelte sich purpurn darin; in dem finsternen Raum lag abseits der Körper des Erschlagenen, schwarz, wie ein Schatten, wie aufgeschütteter Kohlenstaub.

Stephan neigte sich darüber, seine Augen öffneten sich starr. Es war also geschehen, er hatte getödtet! Er erinnerte sich an seinen langen vergeblichen Kampf gegen sein Erbfeind, gegen das Gift, welches in seinem Körper schlummerte. Und doch war er nur von Hunger getrieben; die Krankheit seiner Eltern hatte genügt, ihn zum Mörder zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Der Bann ist gebrochen!

Die Wahlen zum Reichstag sind ausgefallen. Der „Reichsanzeiger“ enthält folgende Verordnung, betreffend die Wahlen zum Reichstage.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u.

verordnen auf Grund der Bestimmung im § 14 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 im Namen des Reichs was folgt:

Die Wahlen zum Reichstage sind am 20. Februar 1890 vorzunehmen.

Auf Grund unserer Höchstseignädigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insignel.

Gegeben im Schloß zu Berlin, den 8. Januar 1890.

Wilhelm J. R.
von Bismarck.

Das deutsche Volk wird am 20. Februar zeigen, wie es über die bisherige Haltung der herrschenden Parteien denkt. Der neue Reichstag ist der erste, dem das Wohl und Wehe der Nation für 5 Jahre anvertraut wird; angesichts dieser Thatsache ist es eigentlich überflüssig, noch besonders auf die Wichtigkeit des bevorstehenden Wahlaktes aufmerksam zu machen.

Die deutsche Sozialdemokratie sieht gerüstet da, ihre Wahlvorbereitungen sind abgeschlossen, auch der letzte Mann weiß, was er soll und was er will.

Es gilt jetzt, das Banner unserer gemeinschaftlichen Sache hochzuhalten, die letzten Wochen noch mit äußerster Anstrengung auszunutzen, damit der 20. Februar ein Siegestag in der proletarischen Bewegung Deutschlands wird.

Ein Gemüsegarten 2000 Meter über dem Meer.

Im Oberengadin.

Wer hätte nicht schon gehört von diesem herrlichen Hochalpen, ja vielleicht selbst das Glück gehabt, ein paar Sommerwochen inmitten der grünen Matten der Schneegrenze zu verweilen? Es ist dort unvergleichlich schön, wenn die Herdenglocken läuten und der Mensch die Nacht zum Tage machen möchte, um auch nicht eine Stunde des Gemüses zu verlieren. Aber wahr bleibt dabei, daß es droben im hohen Monate Winter ist, vier Monate kalt und einen kühlen und mer in diesem kalten Klima ein paar Jahre lebt, der sehr sich wieder nach den grünen Hängen eines Buchenwaldes zurück zum Hüften und Kaugen des Blätterbaches, nach den Wohlgerüchen eines Biumergartens, ja selbst nach den profanen, für den Viehhaber jedoch arztgehenden Gemüsegärten unserer Tiefländer.

Daß im Engadin die Topf- und Gemüsekultur in Reife, Gewinnen mit erstaunlicher Sorgfalt und auch Erfolg betrieben wird, ist bekannt, weniger mit die Anlage von Gemüsegärten, namentlich in den höchst gelegenen Dörfern, wo selbst die windgeschützte Lage und reinem Humusboden außer Kopf- und Rüben, weißen Rüben und Monatsrettigen nichts gedeiht, und auch das Wenige nur bei Aufwand von Zeit und Geld. Frost oder Dürre vernichtet pöblich die Wäcker, so daß dieser Gartenbau fast nur zum Vergnügen besteht und für die Küche nicht in Betracht kommt. Die besondere in den Sommermonaten sehr praktischen Verkehrsmittel erlauben es freilich, frische Gemüße aus der unteren Schweiz oder Italien herkommen zu lassen, doch zu förmlichen Höchstpreisen. Die Gemüsenoth wird dem Engadiner Freunde dieser so wichtigen Nahrungsmittel besonders im Frühjahr sehr fühlbar und da bekanntlich die Roth erfinderisch macht, holten wir uns das Geringste von wildwachsenden Pflanzen und das Obk von den Bäumen und Sträuchern des Waldes! Wir haben hierbei manche interessante Entdeckung gemacht, Salat und Gemüße geschmackt, wenn unsere Nachbarn noch immer an Papsteln herumwurzeln.

Schmilzt Ende April oder Anfangs Mai der Schnee in der Nähe der Häuser und an den Strahendorden, so gewahrt man dicht auf dem Boden aufsteigende rothbraune Blätterbüschel. Es ist der Löwenzahn, der in diesem Stadium seines Wachstumes ein ganz vorzügliches und gesundes Gemüße giebt. Man gräbt die Pflanzen mit dem Messer aus, ohne die Wurzel, schneidet die verdorrten Spitzen ab und hat nun ein Büschelchen schneeweiß gebleichter Wurzelblätter. Die Pflanze gedeiht am besten im sandigen Boden, treibt und entwickelt sich hoch Schnee und Eis, um beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit dann plötzlich ihre langen grünen Blätter zu entlassen, die nur zähe und ungenießbar werden. Es ist ganz dieselbe Art, wie sie im Thale vorkommt, doch entwickelt sie sich im Engadin in so eigenthümlicher Weise, daß wir sie weit garter und schmackhafter finden. Dem Spinat ähnlich, oder aus einer weißen Sauce gekocht und als Salat verwendet, giebt der Löwenzahn ein köstliches Gemüße, das in Reichs der Spargel oder der Endivie nachsteht. Ein Frühjahrsbote, wird er von Jung und Alt freudig begrüßt und massenhaft verwendet.

Vorzüglich zu sogenannten Frühlingstuden geeignet ist die Alpenresse, die Anfangs April trotz tiefem Schnee an warmen Quellen aus Wäsen oder an Bächen gefunden wird. Die jungen Triebe und Blättchen geben einen weichen und gesunden Salat, der aber weit schärferen Geschmack hat als die Backresse im Thale. Im Sommer findet die Alpenresse als gewürzreiche Garnitur zu Fleischspeisen Verwendung, selbst in Hoteltüchen; sie ist auch dann nicht mehr so hart wie im Frühling. Die blutreizende Eigenschaft der Kresse kennt man.

Eine der wilden Peterfille ähnelnde Pflanze, Poletich genannt, giebt ein sehr gutes Suppenkraut; ja viele finden auch als Gemüße und Salat Gefallen daran.

Wer in den Bergen herumgewandelt und in Alpenhütten angelagert ist, dem mußten die großen, breitblättrigen Pflanzen auffallen, die oft einen bedeutenden Raum vor der Hütte überwuchern. Es sind dies die sogenannten Planen, die, gekocht und zerstampft mit Kartoffeln oder Reis vermischt, als delikates Schweinefutter gelten. Die im Frühling selbst aus dem Schnee hervorbrechenden satten Blätter mit den Rhodarden ähnlichen roten Stengeln locken gar zu sehr, und stugs wurde ein Gemüße daraus hergestellt, das zum Verwecheln ähnlich wie Wirsingkraut schmeckt und eine neue Aquisition dieser Gegend war.

Anfangs Juni bedecken die mehr sumptigen Wiesen „Ochsenzungen“, ein vom Landwirthe darum schein angesehenes Unkraut, weil es das Vieh nicht gerne frist. Die Pflanze hat einen säuerlichen Geschmack; sie erweist sich als angenehm schmeckendes Gemüße. Der Versuch, Sauerkraut daraus zu machen, ergab günstige Resultate, da eine ganz gleiche Gährung eintrat, wie bei den Krautarten und ein recht gutes Produkt entstand. Freilich wer so glücklich ist, seinen eigenen Kohl pflanzen zu können, wird nicht wie ein Wilder von Kräutern und Wurzeln leben, die in keinem Kochbuche stehen. Immerhin bleibt es lehrreich zu wissen, daß Mutter Natur noch gar vieles Ungekannte hervorbringt, das dem Menschen zur gesunden Speise dienen kann.

Im Geschmack ähnlich, doch feiner und table d'hotel-fähig ist der Sauerampfer, der jung gepflückt ein sehr pikantes Gemüße in Spinatform liefert. Namentlich in der norddeutschen Küche kommt er in Gebrauch, mitunter sogar als Suppenstoff. Er findet sich im Oberengadin in ausgezeichnete Qualität, sowohl auf Berg- als Thalwiesen.

Wohl das wichtigste wildwachsende Gemüße und von der Bevölkerung sehr geschätzt ist aber der Alpen-spinat, auch schlechtweg Humale genannt. Die Pflanze ähnelt in Form und Farbe unserem Garten-spinat, doch sind die Blätter weniger breit und auf der Unterseite mit einem perlartigen weißen Flaum überzogen, der beim Sieden abgeht und auch den Geschmack nicht beeinträchtigt. Ein echtes Alpenkind, wird sie noch auf Alpenwiesen in einer Höhe von 7000 Fuß gefunden. Gerne siedelt sie sich kolonienweise in der Nähe von Hütten an, doch trifft man sie selbst auf der so weitwüchigen Pflanzen-Oase Aggialts inmitten der Gemüße des Rorteralsch-gleifers. Mitte Juni ziehen die Engadiner Kinder mit großen Netzen nach den ihnen bekannten Fundstellen und sammeln das beliebte Kraut. Gut gekocht, läßt es sich vom echten Spinat nicht unterscheiden, hat auch dieselbe schöne grüne Farbe und schmeckt prächtig.

Längs des Ufers der Seen spricht aus dem Sande der wilde Schnittlauch, der zu Suppen- und Salatzemüße und als „Hauptwilt“ bei den so delikaten Schnittlauch-Omeletten dient. Besonders in kalten Jahrgängen trifft man ihn in erstaunlicher Menge an. Der wilde schmeckt weit besser als der in Gärten gepflanzte. In kleine Gliedchen zerschnitten und mit trockenem Salz besprennt wird er für den Winterbedarf in Reineren Töpfen aufbewahrt.

Den Gemüßen dürfen wir wohl auch die Pilze zu rechnen, die im Oberengadin in mehreren sehr guten chbaren Arten vorkommen. Hutatzage giebt es wenige gebildete Leute mehr, welche den außerordentlichen Nährwerth dieser Pflanzen beweisen, aber das Schreckgespenst einer möglichen Vergiftung hält selbst Gesündigere davon ab, mit unschädlichen Pilzen einen Versuch zu machen. Und doch, welcher reicher Schatz an trefflichen Nahrungsmitteln leimt und wächst in jenen der Wälder so günstigen Wäldern und Wiesen, um nur zu verweilen!

Wir waren seinerzeit erstaunt, da und dort in den Wiesen des Oberengadins den ächten Champignon zu finden und zwar einst in einem Riesengrampir von einem halben Kilo Gewicht. Da die eigentliche Heimath des wilden Champignon Reich und namentlich England ist, und die klimatischen Verhältnisse auch nicht zulassen, daß dieser weiche Pilz zur Flora der Alpenregion gehöre, läßt sich das Vorkommen nicht anders erklären, als daß Ueberreste aus den bekannten Konservirbüchsen die Keime (Spalten) auf günstigen Boden und zur Entwicklung brachten. Namentlich die große Almend bei Samaden liefert im September manch köstlichen dieses feinen Gemüses.

Zahlreich, so recht die Schüsseln füllend, ist der Eierschwamm vorhanden, jener kleine, hellgelbe, gerippte Pilz, der zu den schmackhaftesten gehört und auch hier und da bei uns auf den Markt gebracht wird. Er wächst im September auf trockenem, feinigem Waldboden und bringt, an der Luft gedörrt und wieder aufgeweicht, im Winter etliche Abwechslung in das sonst so beschiedene Menu des Alpenbewohners.

Selten begegnen wir dem König der ehbaren Pilze, dem schon von den Römern hochgeschätzten Steinpilz, häufiger hingegen einem sehr guten Speiseschwamm, dem Ring- und Ruppilz auf feuchtem Waldboden. Aber noch eine größere Zahl von Arten wären, führte uns dies nicht allzu weit, zu nennen.

In einem rechten Gemüsegarten stehen auch Obstbäume, und da die Äpfel und Birnen des Oberengadins in Form von Aemüßchen an den Bäumen hängen muß sich namentlich die liebe Juend an das wildwachsende Beerenobst halten. Der Härte des Klima's trogend, erscheint ihr dasselbe in mancherlei Arten und oft recht erziehbil. Der Johannisbeerstrauch trägt hier besonders aromatische Früchte. Dinten im Rosengähale, hoch ob der Waldesgrenze, wo kühle Luft des Gletschers weht, ist ein Bläckchen, das dicht von solchen Sträuchern besiedelt wird und dem wir schon in guten Jahren ein paar Kilo entnehmen. Im Thale ist's ein wohlgepflegter Gartenkraut, von welchem die Kinder schmaufen; dort treiben seine Zweige mehr dem Boden nach und nach die Gemüße von seinen roten Früchten. Himbeeren und Brombeeren sind im Engadin selten; sie bringen es nicht zur vollendeten Reife. Häufig dagegen wachsen Heidel- und Preiselbeeren.

Gedenken wir noch der vereinzelt Erdbeere und der Bachholderbüsche, die große Strecken Waldboden bedecken, so ist das Bild unseres Naturgartens im Oberengadin fertig gezeichnet. Dem Leser aber empfehlen wir denselben angelegentlich zum Ausenthalte.

Parlamentsberichte.

Deutscher Reichstag.

89. Sitzung vom 9. Januar, 12 Uhr.

Am Tische des Bundesraths: Kontradmiraal v. Deussen und Kommissarien.

Der Abg. Deussen (Sachsen, natl.) ist während der Ferien gekommen. Die Mitglieder des Hauses erheben sich von ihren Eitzen, um sein Andenken zu ehren.

Ein Schreiben des Reichskanzlers, betreffend die strafrechtliche Verfolgung eines Düsseldorfser Blattes wegen Beleidigung des Reichstages, geht an die Geschäftsvorstandskommission.

Auf die Tagesordnung steht die Fortsetzung der zweiten Beratung des Reichshaushaltssetats, und zwar: Etat für die Verwaltung der kaiserlichen Marine. Referent ist der Abgeordnete Kalle.

Die fortbauenden Ausgaben für das Oberkommando, Reichsmarineamt und deutsche Seewarte werden debattellos un- verändert bewilligt.

Bei dem Kapitel „Stations-Intendanturen“ erörtert der

Bundeskommissar, Geh. Admiralitätsrath Richter, auf eine Anfrage des Abg. Ricker (hr.) die Gründe der Abkommandirung von Intendantursekretären. — Abg. Ricker wünscht die Gleichstellung der Verwaltungs-Sekretäre mit den Intendantur-Sekretären. — Das Kapitel wird unverändert bewilligt, ferner ohne Debatte die Kapitel „Rechtspflege“ und „Seelforge“.

Es folgt Kap. 51 „Militärpersonal“-Befolgungen. Hier handelt es sich um eine Erhöhung des Etats gegen das Vorjahr um 545 182 M., welche vorzugsweise durch Vermehrung des Seeoffizierskorps veranlaßt ist. — Die Budgetkommission beantragt die Abtreichung einiger neu angelegter Offiziersstellen, was der Referent, Abg. Kalle, unter Hinweis auf die Notwendigkeit von Ersparungen im Budget befürwortet. Bewilligt ist dagegen neu ein Vize-Admiral mit 13 200 M.

Abg. Frhr. v. Franckenstein (Zentrum) motivirt die Haltung seiner politischen Freunde in der Kommission, welche die Absetzung des Postens für diesen Vize-Admiral beantragt haben, und wiederholt diesen Antrag.

Staatssekretär Jansen hebt dem gegenüber hervor, daß mit Rücksicht auf den Umfang und die Dauer der alljährlichen, so wichtigen Übungen der Manöverflotte es geboten sei, einen Offizier für dieselbe dauernd zur Verfügung zu haben. Der Rang eines Vize-Admirals sei für denselben aus militärischen Gründen erforderlich. Die beiden als Stationschefs fungierenden Vize-Admirale zu diesem Kommando heranzuziehen, sei ohne Schädigung der dienstlichen Interessens für die Folge nicht angängig, da diese Flaggoffiziere sowohl im Frieden als auch im Kriege unabkömmlich seien. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts wendet sich ferner gegen die drei von der Kommission beantragten Absetzungen, da die Marine auf die geforderten neuen Offiziersstellen nicht verzichten könne.

Abg. Ricker (hr.): Die Marineverwaltung mache immer nur von der einen Seite der Marinedenkschriften die Anwendung, nämlich in Bezug auf die Mehrforderungen. Abträge müßten jedoch gemacht werden, wenn die Finanzlage es erfordere. Was werde man dazu sagen, wenn man für die Landarmee einen neuen kommandirenden General verlangte blos zu Manöverzwecken. Unsere Marine sei den ihr gestellten Aufgaben vollständig gewachsen, worauf man stolz sein könne. Die zu unseren See-Manövern entsendeten englischen Marineoffiziere hätten sich mit höchster Anerkennung über die Leistungen der deutschen Marine ausgesprochen. Er werde daher für den Antrag v. Franckenstein stimmen, da die Forderung für den neuen Vize-Admiral durchaus nicht begründet sei. Dem militärischen Standpunkte aus möge sie wohl wünschenswert sein, notwendig aber sei sie nicht. Auch die anderen geforderten Personalvermehrungen kann der Redner nicht anerkennen, selbst nicht die von der Kommission bewilligten. Nicht nur seien die Ziffern in ungeahnter Weise gestiegen, man müße sich auch vor den Konsequenzen verwahren, denn niemand könne wissen, wie weit sich diese Forderungen künftig ausdehnen werden. Die Volksvertretung habe die Pflicht, gegen ein solches Anwachsen des Marine-Budgets Opposition zu machen, nicht aus Mangel an Interesse an der Marine, sondern um unüberschaubaren Engagements vorzubeugen. Sämmtlich schwellen die Forderungen für die Marine an. Ein Bedürfnis dafür sei indessen gar nicht vorhanden, da unsere Marine völlig ausreiche und unsere Hauptkraft in der Landarmee liege. Auch im Interesse des Schutzes unseres auswärtigen Handels sei eine Vermehrung der Marine nicht nöthig, wie das Beispiel Hollands beweise, welches trotz seiner Kolonien mit einem geringen Marine-Budget auskomme. Seine Freunde lehnten die Verantwortung für die Mehrforderungen ab, namentlich auch in Bezug auf den Schiffsbau, dessen Fortzierung geradezu eine Landeskalamität sei. Für die ungelunde Steigerung trage die Verwaltung und die Mehrheit des Reichstages die Verantwortung. Die Defensio für unsere Küsten, der Hauptzweck unserer Marine, sei erreicht. Heute wolle man aber einrücken in die Nachsphäre der maritimen Mächte. Diesen ungesunden und unnöthigen Schritt könnten seine Freunde nicht mitmachen. Wenn das so weiter gehe, würden wieder neue Steuern nöthig. Er rath daher anzuhalten, so lange es noch Zeit sei, im Interesse der Erhaltung unserer Finanzkraft, welche die Bürgschaft für die Wehrhaftigkeit des Landes sei. (Beifall links.)

Abg. Dr. v. Frage (kons.) tritt dem Bestreben des Vorredners entgegen, Widerprühe aus den früheren Denkschriften mit den heutigen Forderungen zu kontrastiren. Lediglich die Entwicklung des Schiffbaues mache die neuen Formationen nöthig, was auch in der Budget-Kommission durchaus anerkannt worden sei. Der Pflicht, seine Marine weiter zu entwickeln, könne Deutschland sich nicht entziehen. Die Mehrheit des Hauses werde sich den Anschauungen des Abg. Ricker nicht anschließen, sondern der Autorität derjenigen Männer vertrauen, welche Jahr aus Jahr ein sich berufsmäßig mit dieser Materie beschäftigen. So schwer es auch vom finanziellen Standpunkte aus falle, müsse man doch die Konsequenzen tragen, welche aus der maritimen Entwicklung der Nachbarstaaten für den Ausbau unserer Seemacht auferlegt. Die Personal-Vermehrung sei schon vom finanziellen Gesichtspunkte notwendig, um das kostbare neu geschaffene Marine-Material entsprechend zu behüten. Durch Abstriche notwendiger Forderungen werde man das Land mehr schädigen, als die Ersparnisse werth seien. Im Interesse unseres Exporthandels, den ja auch der Abg. Ricker vertritt, sei eine Weiterentwicklung unserer Marine dringend notwendig. Die Mehrforderung sämtlicher Offiziersstellen sei gerechtfertigt, auch die von der Kommission abgefrachten. Er wolle sich vor eines Antrags auf Wiederherstellung der Regierungsvorlage enthalten, bitte aber dringend um Annahme der Anträge der Budgetkommission, da es notwendig sei, Deutschland auch zur See wehrfähig zu erhalten. (Beifall rechts.)

Abg. Graf Sahr (Reichsp.) vermahnt seine Partei gegen die Andeutung Rickers, daß sie heute in Bezug auf die Marine einen andern Standpunkt einnehme, als früher. Mit der Unterstellung, daß die Marineverwaltung ihr Programm geändert habe, wolle man nur das Volk aufregen. Die Marine werde nicht über das Ziel hinaus entwickelt, zum Schutz unserer Küsten und unseres Handels zu dienen. Was nöthig sei zur Erreichung dieses Zieles müsse auch bewilligt werden. (Beifall rechts.)

Vize-Präsident Frhr. v. Huruy-Gomß ruft den Vorredner wegen des Ausdrucks „das Volk aufzuregen“ zur Ordnung.

Abg. Dr. v. Hennigsen (natl.) hebt hervor, daß die Budgetkommission die Rücksicht auf die Sparamkeit hinreichend betätigt habe. Was mehr verlangt sei, müsse bewilligt werden entsprechend der maritimen Entwicklung der anderen Mächte. Die neuen Forderungen bewegten sich durchaus auf dem Boden des im vorigen Jahre von der Mehrheit des Hauses Bewilligten. Im Kriegsfalle würden wir unsere

Hauptstütze immer in der Landarmee stehen und uns mit einer Marine zweiten Ranges begnügen. Wenn Ricker auf das Beispiel Hollands hingewiesen, so treffe das nicht zu. Holland habe gerade durch eine ungenügende Entwicklung seiner Marine einen Teil seines Kolonialbesitzes verloren. Außerdem sei die holländische Marine nur zum Schutze des Handels vom Vaterland zu den Kolonien und umgekehrt nötig, während Deutschland mit der ganzen Welt handle. Wenn Deutschland seine Marine nicht hinlänglich ausbaue, werde es allen Gefahren einer Blockade ausgesetzt sein. Es handle sich nicht nur um einen einfachen Küstenschutz, sondern auch darum, eventuell mit Schlagschiffen größerer Ordnung einen Vorstoß gegen den blockierenden Feind unternehmen zu können. Im Interesse eines wirksamen Schutzes unserer Küste und unseres Handels bitte er, die Schutzforderungen entsprechend den Vorschlägen der Subdunkommission zu bewilligen. (Beifall.)

Abg. Frhr. v. Franckenstein (Zentrum) betont, daß seine Freunde die Notwendigkeit einer Erneuerung unserer Flotte nicht verkennen; in diesem Sinne haben sie einer Reihe von Neuforderungen zugestimmt. Die Entwicklung müsse jedoch in langsamerem Tempo sich vollziehen, damit man auf der Höhe der Zeit bleibe.

Abg. Ricker (Df.) erklärt es als eine unumstößliche Tatsache, daß die Marineverwaltung heute ganz andere Zwecke verfolgt. Während die Denkschrift vom Jahre 1887 erklärte, die Marineverwaltung werde alljährlich mit einer Vermehrung um 8 Millionen zufrieden sein, käme man jetzt mit einer Mehrforderung von 38 Millionen. Das sei nach Adam Riese doch ein gewisser Unterschied. Tatsächlich wolle man heute die Marine nicht als Schutzmacht, sondern zur Offensiventwicklung. Dem Abg. v. Bennigsen bekennt der Redner, daß das Haus sich durch seine vorjährigen Beschlüsse für die jetztigen Mehrforderungen engagiert habe. Jeder den Verth der Panzerschiffe seien die Ältern auch heute noch nicht geschlossen. Kommen wir wirklich in einen Seekrieg mit England und Frankreich, so nützt uns die vermehrte Marine auch nichts, sondern sie wird sich ihrer eigentlichen Aufgabe gemäß auf die Defensivbeschränkung beschränken. Diese ihre Aufgabe sei aber schon heute in glänzender Weise gelöst. Ohne einen überflüssigen Plan über die künftige Entwicklung der Marine machten seine Freunde den Schritt ins Dunkle nicht mit, sondern überließen die Verantwortung der Majorität.

Abg. Graf v. Seyditz (Reichsp.) hält an seiner Ansicht fest, daß große Panzerschiffe notwendig seien. Diese Frage sei von der Regierung entschieden. Die zu bewilligenden Neubauten gingen über den Rahmen des Küstenschutzes nicht hinaus.

Staatssekretär Heuser: Er weist darauf hin, daß schon im Jahre 1873 der damalige Chef der Admiralität, v. Stosch, in seiner Denkschrift über den Fortentwicklungspläne die Panzerschiffe als notwendigen Teil eines wirksamen Küstenschutzes bezeichnet habe. Wenn wir heute Panzerschiffe bauen, so geschieht es in der Überzeugung, daß es an der Zeit sei, dieses Küstenschutzmittel zu schaffen.

Abg. Ricker (Df.) hält es für unwiderlegt, daß der Standpunkt der Marineverwaltung sich vollständig geändert habe. Was das Beispiel Hollands betrifft, so habe dasselbe einen Teil seines Kolonialbesitzes (Ghana und Kapstadt) nicht wegen angeblicher Vernachlässigung seiner Flotte, sondern lediglich deshalb verloren, weil es im englisch-französischen Kriege auf Seiten des unterlegenen Frankreich gestanden habe. Man könne die weltgeschichtlichen Thatsachen mit dem gegenwärtigen Etat gar nicht willkürlich in Verbindung bringen, als es der Abg. v. Bennigsen gethan hat.

Die Debatte wird geschlossen. Es folgen persönliche Bemerkungen der Abgg. Ricker und v. Bennigsen, sowie ein Schlusswort des Referenten Abg. Kalle.

Der Titel 1 wird unverändert bewilligt. Wegen der Mehrforderung für einen Vizeadmiral stimmen die Beschlüsse, das Zentrum, die Sozialdemokraten, ferner von der Reichspartei die Abgg. Graf v. Seyditz, Henning, Wapack, Mebach und Brauer; von den Nationalallirten die Abgg. Kulemann, Gehel und Henneberg. Die Anträge der Subdunkommission zu Titel 2 (Streichung von fünf neuen Stellen für Seeoffiziere) werden angenommen. Der Rest des Kapitals wird ohne Debatte bewilligt.

Kapitel 52 wird bewilligt.

Zum Kapitel „Verwaltung“ bemerkt der Referent Abg. Kalle: Zu diesem Kapitel gehört die dem Etat beigelegte Denkschrift betr. die Neuorganisation des Marine-Ingénieurkorps. Diese Organisation schließt sich an diejenige der preussischen Bauverwaltung an. An Stelle von 42 Ingenieuren I. und II. Klasse treten ebenfalls Baumeister, an Stelle von 22 Ober-Ingenieuren 18 Baumeistern, und es werden zwischen die alten Direktoren, die namentlich den Titel Marine-Oberbaumeister erhalten, die Inspektoren, 8 Betriebsdirektoren mit dem Titel Marine-Baumeister eingeschoben. Aus der Kommission wurden Zweifel darüber geäußert, ob die durch diesen Plan gebotenen Vortheile genügen würden, um der Marine die nöthigen tüchtigen Kräfte zuzuführen und dauernd zu erhalten. Die preussische Verwaltung gebe allen ihren etatsmäßig angestellten Beamten den Titel Baumeister, Baumeister seien dort nur remuneratorisch ange stellt, es stehe zu befürchten, daß die Marine-Baumeister sich herdurch zurücksetzt fühlen. Es sei zu erwägen, ob man nicht die Zahl der Baumeister verringere, dafür diejenige der Baumeistern entsprechend vergrößere; jedenfalls müsse man bei späterer Vermehrung der Stellen diese Vermehrung den Inspektoren und Direktorenposten zu gute kommen lassen. Unter Bezug auf die im vorigen Jahre in der Art der Ausbildung der Ingenieure vorliegenden Mängel, wurde Auskunft über die in dieser Beziehung geplanten Schritte erbeten. Sodann wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es erwünscht wäre, die militärische Dienstpflicht der Ingenieure so zu gestalten, daß ihre Erfüllung möglichst erleichtert und andererseits der Dienst der berufsmäßigen Ausbildung und somit dem Reiche nutzbringend gemacht werde, in ähnlicher Weise wie dies bei den Redakteuren geschieht. Endlich wurde darauf hingewiesen, daß angelehnt der Schwierigkeit, akademisch gebildete Techniker in genügender Zahl zu gewinnen, diese Anstellung einer größeren Zahl von Techniken zweiten Ranges, von Konstruktionszeichnern, Oermeistern u. s. w. zur Übernahme eines Theils der Schreib-, Rechnen- und Zeichenarbeit, sowie der Aufsicht über den Betriebsbetrieb zweckmäßig erscheine. Von anderer Seite wurde allerdings betont, man dürfe die Verwaltung nicht zu Schritten drängen, die zu größeren Ausgaben führen, aber insofern doch beim Vorarbeiten zugestimmt, als man es für nöthig erklärte, durch Verbesserung der Auskünfte einen genügenden Zugang von Ingenieuren zu sichern. Aus den vom Staatssekretär gemachten Mittheilungen über die in Betreff der Ausbildung geplanten Vorschriften geht hervor, daß die mit dem Referenten eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule ein tretenden jungen Leute zuerst ein Jahr mit praktischen Arbeiten auf einer technischen und ausnahmsweise auch auf einer Postamtverwalt. beschäftigt werden sollen, dann folgt zweijähriges Studium auf einer technischen Schule des Reiches, worauf Vorprüfung in den technischen Wissenschaften, dann zweijähriges Studium auf der technischen Hochschule in Berlin in den Sectionen für Maschinenbau resp. Schiffbau, dann erste Hauptprüfung und Erneuerung zum Regierungs-Baumeister ist. Schiffbau u. s. w. zweijährige Ausbildung in allen Berufszweigen auf technischen Werken, zweite Hauptprüfung vor der Prüfungskommission des Reichsmarineamts und nach deren Bestehen Erneuerung zum Marine-Baumeister, worauf bei Bedarf sofort die statutenmäßige Anstellung erfolgt. So erwünscht die Rathbarmachung der Mittelschicht für die Fachausbildung ist, so dürfte doch das Verlangen der allernächsten Behörde nicht verkehrt werden. Bei wesentlicher Reduktion der Baumeisterstellen würden sich die Ueberlebenden erst

recht verkehrt fühlen. Die neu zu schaffenden Stellen wolle man gern zu höheren machen. Die von einer Seite gewünschte Anwendung von Leuten, welche die Karriere nicht durchgemacht hätten, aber besonders tüchtig seien, sei nicht ganz ausgeschlossen, jedenfalls handle es sich aber hier um Ausnahmefälle, für die im Etat keine Vorkehrung getroffen werden könne.

Abg. Ricker: Es soll eine Verfügung bestehen, wonach auf den Werften darüber über 40 Jahre nicht angenommen werden sollen. Ist dies richtig, so würde es der neuen sozialpolitischen Gesetzgebung durchaus gemäß sein, eine so harte Bestimmung fallen zu lassen. Was die Neuorganisation des technischen Betriebes angeht, so habe ich den Eindruck, daß dieselbe den gewünschten Zweck kaum ganz erreichen wird. Die Ingenieure scheinen bei der Marine immer noch nicht die gebührende Stelle einzunehmen. So ist in Lepa die „Olga“ reparirt worden, ohne daß angeblich ein Techniker und Ingenieur zugezogen wäre. Bei Uebungen werden zwar Intendanturangelegenheiten mitgenommen, dagegen die Ingenieure zu Hause gelassen. Endlich möcht ich zur Erwägung geben, ob es sich nicht empfehlen möchte, Marineingenieure zeitweilig zu Studienzwecken nach dem Auslande zu senden: die finanziellen Aufwendungen könnten sich für die Entwicklung unserer Schiffbauindustrie bezahlbar machen.

Staatssekretär Heuser: Eine Bestimmung, daß Arbeiter über 40 Jahren nicht angenommen werden, besteht nicht. Allerdings wird es bei den Werften so gehandhabt, aber ich werde eine Abänderung in Erwägung nehmen. Die Techniker sind in Bezug auf ihr Ressort von der Verwaltung unabhängig, die Verwaltung hat nur zu verwalten. Die vorgeschlagene Organisation für die Werftingenieure soll bestehende Mängel abhelfen dahin, daß diese Beamten den übrigen gleich gestellt werden. Daraus stellt die vorgeschlagene Ausbildung und Wiederung der Ingenieure ab, daß ihnen, wenn sie eine bestimmte Dienstzeit erreicht haben, ebenso wie bei den anderen Beamtenkategorien auch der Titel „Rath“ beigelegt wird. Die Gehaltsverhältnisse der Ingenieure sind bisher schon nicht ungünstiger gewesen, jedenfalls günstiger, als in anderen Beamtenkategorien, und sind noch verbessert worden. Es besteht ferner die Absicht, mit der neuen Organisation einen regeren Wechsel zwischen der reinen Theorie und Praxis einzutreten zu lassen. Es ist beabsichtigt, durch diese vorgeschlagene Einrichtung einen leistungsfähigeren Wechsel der rein konstruirenden Thätigkeit, wie sie hier im Marineetat vertreten ist, und der praktischen Thätigkeit herbeizuführen zu können. Während bisher eine Kommandirung an Bord oder nach dem Auslande zur Information, zum Studium in sehr beschränkter Weise eingetreten ist, so lag es daran, daß die Bedürfnisse des praktischen Dienstes eben zum Wünschenswerthen und nicht gelangen ließen. Die Anzahl der Ingenieure war zu gering, es war ein großes Manco in dem Etat. Es war nicht möglich, die Ingenieure anderweitig zu kommandiren, wenn man nicht den Werftdienst und die konstruirende Thätigkeit ernstlich schädigen wollte. Daß zur Reparatur der „Olga“ kein Ingenieur nach Sydney geschickt, das hatte seinen Grund darin, daß das Schiff dort nicht weiter reparirt werden sollte, als es in Stand zu setzen, nach Hause zu gehen. Zu einer größeren Reparatur einen Ingenieur dort hinauszuschicken, das würde keinen weiteren Zweck gehabt haben, als einen bedeutenden Zeitverlust zu verursachen, ohne daß noch irgend eine Richtung hin etwas erreicht worden wäre. Eine finanzielle Ersparnis würde nicht eingetreten sein. Kontrakte bei derartigen Reparaturen lassen sich nicht ohne weiteres abschließen, für den und den Preis es zu machen, sondern die Firma, die es übernimmt, behält sich vor, je nach der ausgeführten Arbeit und den beschäftigten Arbeitern dem ortsüblichen Lohn die Preise zu stellen, sie kann aber bei diesen kleineren Reparaturen wo sich von Tag zu Tag etwas Neues ergibt, nicht von vorn herein ganz bestimmt sagen; das ist jetzt auszuführen; ebenso wenig kann das ein von hier dorthin geschickter Ingenieur. Es handelte sich nur darum, das Schiff soweit herzustellen, daß es selbst über See nach Hause fahren konnte. Die Kommandirung der Techniker zu den Probefahrten hat eine weit größere Bedeutung als man anzunehmen scheint. Es werden gerade hier alle Einrichtungen auf das Eingehendste auf ihre Bemühung geprüft, nicht allein die Gangbarkeit der Maschine. Die Schiffe sind, wie Sie aus dem Etat ersehen können, Monate lang im Dienst, um eben nach allen Richtungen hin geprüft zu werden, und da fällt dem Techniker eben die Leitung in allen technischen Angelegenheiten zu, nicht dem Seeoffizier. Dieser führt das Schiff, und es ist eine Kommission, die in Bezug auf fernmündig-militärische Fragen ihr Urtheil abgibt. In allen rein die Technik betreffenden Fragen hat der an Bord kommandirte Techniker die maßgebende Stimme. Diese Kommandirungen zu den Probefahrten sind außerordentlich wichtig und lehrreich für die betreffenden Ingenieure; es wird auch darüber hinaus, sobald die Personalverhältnisse dies gestatten, in Aussicht genommen werden, daß die Ingenieure auch zu ihrer Information anderweitige Verwendung finden.

Abg. Ricker fragt an, wie viel die Reparatur der „Olga“ im Auslande gekostet habe.

Staatssekretär Heuser erwidert, im Augenblick darüber keine Auskunft geben zu können.

Der Rest des Ordinarius des Marineetats wird bewilligt.

Darauf wird die Sitzung vertagt.

Schluss 5 Uhr. Nächste Sitzung Freitag 12 Uhr. (Extraordinarius des Marineetats, Bericht der Geschäftsordnungskommission über die Frage der Fortdauer des Mandats des Abg. Dr. Delbrück. Wahlprüfungen.)

Kommunales.

Stadtverordneten-Versammlung.

Sitzung vom Donnerstag, den 9. Januar. Der Stadtverordneten-Vorsteher Stadth. Dr. Strind eröffnet die Sitzung um 8 Uhr mit einer Reihe von Mittheilungen. Die Abtheilungen haben sich konstituit und einige Wahlen für Ausschüsse vorgenommen.

Nach Eintritt in die Tagesordnung wird ein Naturalisationsgesetz geschäftsordnungsmäßig erledigt.

Die Vorlage des Magistrats, betreffend das Gesuch eines Unternehmers um nachträgliche Gewährung einer Zulage zu dem von ihm abgegebenen Preise bei Herstellung des Gasbehälterbaus auf der Gasanstalt in der Danzigerstraße ist an einen Ausschuss verwiesen worden. Dieser Ausschuss ist zu der Ansicht gekommen, daß aus Billigkeitsgründen eine nachträgliche Entschädigung gewährt werden müsse und beantragt folgenden Beschluß: Die Verammlung genehmigt, daß dem Unternehmer Gessner der in seiner Submissionsofferte vom 18. März 1889 in Ziffer 3 für das Ausschachten und Verklaren des Erdbodens zu dem Gasbehälterbau in der Danzigerstraße geforderte Preis von 1 M. pro Kubikmeter auf 1.50 M. erhöht werde.

Die Versammlung genehmigt ohne Debatte diesen Antrag. Zum Zweck der Erweiterung der Zuführungsgeleise zur Central-Markthalle soll von dem Grundstück Neue Friedrichstraße 36 eine Parzelle von 107 qm für den Preis von 320 M. pro Quadratmeter, also für 34 240 M. — behufs besserer Ausnutzung der Minderthe der Markthalle hinter dem Grundstück Neue Friedrichstraße 36 von diesem Grundstück eine Parzelle von 224 qm für den Preis von 320 M. pro Quadratmeter, also für 71 680 M. freihändig angekauft werden.

Die Verammlung stimmt diesen Anträgen, die von einem Ausschuss geprüft worden sind, ohne weitere Debatte zu. Der Etat der 2. höheren Bürger Schule für 1890/91 wird en bloc angenommen.

Es folgt die Vorlage, betreffend die Aufhebung des bisherigen Assensationsmodus der Oberlehrer und Gymnasiallehrer. Statth. Spinola beantragt Beratung und Druck des Protokolls, der gemischten Deputation, die sich früher mit der Angelegenheit befaßt hat.

Die Verammlung beschließt demgemäß. Die weiteren Vorlagen entbehren des öffentlichen Zutritts. Schluss 7 Uhr.

Lokales.

Daß in den Schulen die Augen verdorben werden, darüber wird gegenwärtig wieder besonders viel Klage geführt. Bei Schulmüchtern und geographischen Kartenverwendung fast ausnahmslos Schriftgrößen zu feinerer Verwendung, welche kleiner, häufig viel kleiner, als die geforderte Buchstabengröße. Bei den Lehr- und Schulbüchern ist dagegen eine zu geringe Buchstabengröße seitens der Verleger aber doch bei einer Menge von Schulbüchern vor. Zeit ungünstiger steht es mit dem geforderten Durchschuß, der gewöhnlich dem leeren Zwischenraum zwischen zwei Zeilen der gewünschten Größe findet er sich nur bei einer geringen Minderheit. Die weitaus größere Hälfte der Schulbücher hat einen erheblich geringeren Durchschuß. Nicht minder schmerzhaft steht es mit Papier und Druck; ferner die Hälfte genügt billigen Anforderungen. Die Papierdicke ist häufig unzureichend, und das Papier enthält dadurch nicht selten die überflüssige Eigenschaft, den Druck durchgehen zu lassen, mithin die Lesbarkeit in hohem Maße zu beeinträchtigen. Die graue Färbung des Papiers und das schattige Ansehen der auf löschpapierartigen Druckstoffen mit stumpfen, abgenutzten Lettern eng bedruckten Seiten machen die Schulbücher nur oft zu dem, was man wohl mit dem Ausdruck „Augenputz“ zu bezeichnen pflegt. Namentlich muß dies dort schädlich wirken, wo in den Klassenräumen zu wenig Licht herrscht, wo an einzelnen Plätzen bei trübem Wetter Dämmerungszustände waltet. Den bezeichneten Uebelständen gegenüber muß geltend gemacht werden, daß die Technik der Papierfabrikation und des Buchdrucks weit genug vorgeschritten ist, um auch gute ausgestattete Bücher der großer Auflage billig herzustellen zu können. Diese Forderung muß im Interesse aller Schüler gestellt werden, insbesondere aber derjenigen, deren Sehvermögen nicht das normale ist, deren mangelhafte Wahrnehmung durch größere Annäherung an das Schobjekt ausgeglichen wird.

Sonnenaufgang. Die Tageslänge hat bis zum 6. Januar um etwas mehr als 11 Minuten zugenommen. Wenn man diese Zunahme auch des Abends bereits wahrnehmen kann, so merkt man des Morgens leider noch nichts von ihr. Es wird früh noch nicht Tag werden, sagt man. Die Thatsache, daß sich die Zeit des Aufganges der Sonne zunächst scheinbar wenig ändert, daß der Untergang der letzteren aber dafür um so später erfolgt und demgemäß das Jähreszeiten der Tageslänge vorläufig ausschließlich nur des Abends vornehmbar werden kann, hat ihren Grund darin, daß der Tagesgestirn um diese Zeit des Jahres nicht, wie man sich das sonst denkt, Punkt 12 Uhr Mittags durch den Meridian geht (kulminirt), sondern nach der Winter-Sonnenwende später und immer später, nämlich am 27. Dezember 2, am 1. Januar 4, am 6. Januar 6, am 11. Januar 8, am 10. Februar gar 14 Minuten nach 12 Uhr. Nach dem letztgenannten Tage fängt die Sonne an, den Meridian wieder früher zu passieren. Die Zeit ihres Aufganges richtet sich danach. Man braucht zum Beispiel am 6. Januar nur die halbe Tageslänge von 12 Uhr 6 Min. zu subtrahiren, und man hat die Zeit, in welcher die Sonne aufgeht. Seinen tiefsten Grund findet das Ganze in der Ekliptik, welche zur Zeit am Abendhimmel — populär gesprochen — steiler ist, am Morgenhimmel aber eine geringere Neigung hat. Mit anderen Worten: Die Sonne rückt bis zum 10. (genau 11.) Februar schneller auf den Westpunkt der Ekliptik als auf den Ostpunkt, weshalb Abends die Zunahme des Tages eher bemerkt wird als Morgens. Da sie aber früh den Ostpunkt später erreicht, so muß sie auch die Mittagshöhe später passieren. — Die Zunahme des Tages beträgt überigens gegen Ende Januar täglich mehr als 3 (jetzt nur 1 1/2) Minuten, welche täglich auch der Zeit des Sonnenaufganges mit zu gut kommen werden.

Aus hundertischen Kreisen wird der „Voss. Zig.“ geschrieben: Von anderen Universitäten nach Berlin kommt, wird von manchen veralteten Einrichtungen unserer Universität jenseits berührt. Man kann sich um 50 Jahre zurückversetzen glauben, wenn man durch die dunklen, nur spärlich erleuchteten, schmalen Gänge dahinschreitet. Insbesondere macht sich dies recht unangenehm bemerkbar, wenn man an ein „Schwarzes Brett“ herantritt. Noch heute, wie vor 50 Jahren, sind die Risten mit dichten Drahtgittern versehen. Fürchtet man thätliche Angriffe auf die Anschläge der Dozenten? Jedenfalls sind die Anschläge dazu da, gelesen zu werden. Das ist aber zumal Abends durch die flüchtige Vergitterung der jämmerlichen Beleuchtung unmöglich. Eine Glascheibe, wie sie an anderen Universitäten üblich ist, würde das Lesen um Vieles erleichtern. Schwierigkeiten würde es freilich auch dann noch machen, den gesuchten Anschlag heraus zu finden. Nur laufen die Anschläge durch einander, was besonders als Uebelstand bei den schwarzen Brettern derjenigen Fakultäten empfunden wird, welche die zahlreichsten Dozenten haben, wie die medizinische und die philosophische. Würde es denn zu große Schwierigkeiten verursachen, Ordnung nach dem Alphabet zu schaffen? Die Quästur, auf der die Studenten das Honorar für die Vorlesungen zu entrichten haben, stellt die Gebühr der Studierenden auf eine harte Probe. Tags vorher, wie es ein Anschlag der Quästur bekannt macht, hat man sich eine Belegkarte zu holen, welche die Stunde des Erscheinens auf der Quästur festsetzt. Man erscheint pünktlich, greift sein Testirbuch, in welchem man die zu belegenden Vorlesungen eingetragen hat, ab und wartet dann gewöhnlich eine, oder auch anderthalb, ja nicht selten 2 Stunden bis man abgeholt ist. In andern Universitäten ist man praktischer. Zu beliebiger Zeit kann man während der Bureaufstunden sein Testirbuch abgeben und es sich dann zu beliebiger Zeit den nächsten Tag wieder abholen. Sehr trübe ist die Beleuchtung in den Auditorien; wer so glücklich geworden ist, sich auf der Schule sein gutes Augenlicht nicht verwenden zu haben, kann hier ziemlich schnell das Besäumte nachholen. Befremdlich wird dem Studenten eine Ermäßigung für den Besuch der königlichen Theater zu Theil. Wie der Student sich aber in den Besitz der Eintrittskarten zu setzen hat, dürfte der Mittheilung werth sein. Auf den unbedeckten freien Hof der Universität mündet das Schalter des Ausschusses, an welchem ein Beamter Bestellungen auf Plätze entgegennimmt, und zwar schon zwei Tage vor den betreffenden Vorstellungen des Abends von 6 bis 7 Uhr. Da nun die Anzahl der ermäßigten Plätze gering ist, so ist es natürlich, daß sich mehr Studenten melden, als berücksichtigt werden, und wenn nun eine berühmte Oper oder ein „unser tägliches Schauspiel“ in der letzten Zeit, besonders „Wilhelm Tell“, „Die Räuber“, auf dem Repertoire stehen, so stehen oberer vor dem Schalter und einer hinter dem andern stampfend mit den Füßen auf den Boden, bis um 6 Uhr das Fenster sich öffnet und jeder — die Hintersten haben freilich, da für das Schauspiel nur 30 Plätze bewilligt sind, oftmals

